

JOHANNES KUNZ

# ..100 JAHRE ÖSTERREICH

Die Politik  
1918–2018  
im Spiegel  
des Humors

Mit einem Vorwort  
von **Heinz Fischer**  
und zahlreichen Abbildungen



**Amalthea**  
Verlag

### *Zum Buchcover*

Die Karikatur »Der Herr Doctor Karl« von Erich Sokol (1933–2003) erschien 1987. Im Jahr davor war der ÖVP-Kandidat Kurt Waldheim, dem im Wahlkampf vorgeworfen wurde, Teile seiner Kriegsvergangenheit verschwiegen zu haben, zum Bundespräsidenten gewählt worden. Die Figur des von Helmut Qualtinger dargestellten »Herrn Karl« steht für die Verkörperung des politischen Opportunismus.

### *Bildnachweis*

Archiv Thomas Sessler Verlag (27, 29, 43, 52, 53, 61, 63), Archiv Thomas Sessler Verlag/Beiblatt der »Muskete« vom 22.7.1920 (31), Archiv Thomas Sessler Verlag/Beiblatt der »Muskete« vom 19.8.1920 (32), Archiv Thomas Sessler Verlag/»Die Muskete« vom 22.7.1920 (35), Johannes Kunz, Hoffnungslos, aber nicht ernst, Der politische Witz in Österreich seit 1918, Wien-München-Zürich 1976 (41, 50), A. Paul Weber, »Das Erwachen«, 1945 © Bildrecht, Wien, 2017 (114), Gustav Peichl (IRONIMUS) © Bildrecht, Wien, 2017 (135, 138, 152, 154, 165, 168, 172, 174, 178, 179, 181, 182, 184, 186, 191, 194, 196, 199, 207, 209, 220, 221)

Der Verlag hat alle Rechte abgeklärt. Konnten in einzelnen Fällen die Rechteinhaber der reproduzierten Bilder nicht ausfindig gemacht werden, bitten wir, dem Verlag bestehende Ansprüche zu melden.

Besuchen Sie uns im Internet unter: [amalthea.at](http://amalthea.at)

© 2017 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT

Umschlagmotiv: Erich Sokol, »Der Herr Doctor Karl« © Erich Sokol Privatstiftung.

Der Amalthea Verlag dankt der Erich Sokol Privatstiftung für die Zurverfügungstellung des Motivs.

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 11,5/15,25 pt Minion Pro

Designed in Austria, printed in the EU

ISBN 978-3-99050-102-3

eISBN 978-3-903083-79-0

# Inhalt

- Vorwort von Heinz Fischer 7
- Humor ist, wenn man trotzdem lacht 11
- Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst 16
- Die Republik ohne Republikaner 24
- Welche Nation? Die Resignation! 33
- Die Hakenkreuzler kommen 44
- Millimetternich, der kleine Schwarze 49
- Der Tanz auf dem Vulkan 56
- Schweigen ist Gold, Reden ist Dachau 64
- Eine gute und eine schlechte Nachricht 74
- Der Prototyp eines echten Ariers 82
- Kan Krieg, kan Sieg, los vom Reich und a schöne Leich' 89
- Brauner Wellensittich entflohen 94
- Der Gefreite kann nicht weiter 102
- Land der Erbsen, Land der Bohnen 117
- Der größte aller Kleinbürger 128
- Und jetzt noch d' Reblaus 133

Die Sauwette 146

Er soff für Österreich 151

Warum ist Österreich ein glückliches Land? 160

Worte sind alles 173

Pater Rudolf 180

Der U-Boot-Kommandant ohne Torpedos 190

In jedem Zögling steckt ein Kardinal 202

Das beste Theater der Welt 206

Nicht alles gesagt ist nicht gelogen 214

Vom Bohren harter Bretter 219

Von der Wiege bis zur Bahre Formulare, Formulare 223

Österreicher über Österreich 226

Anhang 228

Personenregister 228

Bibliografie 249

Buchveröffentlichungen von Johannes Kunz 251

## Humor ist, wenn man trotzdem lacht

Wie ein Volk seine Geschichte und Gegenwart humorvoll reflektiert, sagt viel über seine Menschen aus. Dieses Geschichtsbuch der etwas anderen Art, das auf 100 Jahre Republik Österreich in Satire, Kabarett, Witz, Anekdote und Karikatur zurückblickt, liefert somit auch ein Psychogramm des Österreichers.

Der deutsche Autor Erich Kästner, der auch Texte für das Kabarett verfasst hat, meinte zur Begabung der Menschen, den alltäglichen Schwierigkeiten und Missgeschicken mit heiterer Gelassenheit zu begegnen: »Der Humor ist der Regenschirm der Weisen.« Und der Aphorismus »Humor ist, wenn man trotzdem lacht« von Otto Julius Bierbaum, einem anderen Deutschen, den man auch unter den Pseudonymen Martin Möbius und Simplicissimus kennt, meinte das: Man lacht über Dinge, die eigentlich gar nicht lustig sind. Weil man eben mit Humor gerade schwierige Situationen leichter bewältigen kann. Somit ist Humor nicht der schlechteste Begleiter durch das Leben mit all seinen Widrigkeiten. Man kann es auch wie der deutsche Schriftsteller und Kabarettist Joachim Ringelnatz sehen: »Humor ist der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt.« Ein Landsmann und Berufskollege von Ringelnatz, Werner Finck, formulierte es so: »An dem Punkt, wo der Spaß aufhört, beginnt der Humor.«

Zweifellos tun sich humorvolle Menschen im Leben leichter. Aber Humor ist eine Gabe, über die nicht jeder Mensch verfügt. Er ist auch nicht erlernbar. Im Allgemeinen verfügen humorvolle Menschen neben Geist und Witz auch über Geduld und Herzengüte. Apropos Witz: Den politischen Witz gibt es schon seit dem Altertum. Zumeist ist er politisch nicht korrekt. Gerade in Diktaturen, die das Erzählen politischer Witze unter Strafe stellen, ist er ein Ventil für das Dampfablassen unzufriedener Untertanen. Ironie, Sarkasmus und Satire sind die wichtigsten Stilmittel nicht nur des politischen Witzes, sondern auch des Kabarets.

Was macht ganz generell den österreichischen Humor aus und wodurch unterscheidet er sich etwa vom bundesdeutschen? »Österreichischer Humor«, so diagnostizierte einer, der es wissen muss, der Komiker Fritz



Muliar, »ist so wie die österreichische Nation ein Produkt jahrhundertelanger Duldsamkeit, jakobinischen Kämpfertums und bekämpften Jakobinismus, katholischer Weihrauchschwadendiplomatie und böhmisch-hussitischer Schweigementalität«. Österreichischer Humor sei tolerierte Intoleranz und weite geistige Enge, Provinz und Großstadt, Duckmäusertum und Größenwahn, italienische Leichtigkeit, slawische Seele, verblödete Wahrheit und lachende jüdische Trauer, meinte Muliar: »Vor allem aber ist unser Humor Erinnerung, Verklärung und Bekenntnis. Zur weiten und nahen Vergangenheit, zu Schmach und Lumperei, zu Humanität und zu dem Land, dem er entstammt: Dem Vielvölkerstaat der elf Sprachen unter einer Flagge und dem Kleinstaat, der – bei allem Streben nach Modernität – Siegelbewahrer der Vergangenheit ist. In unserer Republik, in der deutsch, kroatisch, ungarisch, slowenisch gesprochen und gedacht wird, ist bei aller nationalistischer Verblödung doch ein gewisser Hang zur Buntheit latent.«

Eine der Quellen unseres österreichischen Humors ist das Judentum, das so viel zur geistigen Bereicherung dieses Landes beigetragen hat. Friedrich Torberg: »Ich glaube in der Tat, dass die Juden eher auf Österreich verzichten können, als Österreich auf die Juden.« Die meisten guten Witze, die man sich erzählt, basieren auf dem jüdischen Humor. Der jüdische Witz ist nicht vordergründig, sondern hat Tiefgang. Er erschöpft sich nicht im Verspotten menschlicher Eigenschaften, sondern hinterfragt die gesamte menschliche Situation. Auch die beliebten No-na-Witze gehören in diese Kategorie. Oder die Witze über die Frau Pollak von Parnegg, die Ehefrau eines geadelten und getauften Wiener Industriellen. Diese populäre Figur hat tatsächlich gelebt. Die ganze Subtilität des jüdischen Witzes kommt freilich in der Nazizeit zur Geltung.

Nicht nur hat jedes Land seine eigene Form von Humor. Darüber hinaus gibt es auch regionale Spielarten des Humors, die weit in unsere Geschichte zurückreichen. Man denke etwa an den »Wiener Schmä«. Der Kabarettist Peter Wehle leitete das Wort »Schmä« aus dem Jiddischen (Gehörtes, Erzählung) ab. »Schmä führen« meint Sprüche klopfen oder Scherze treiben. Der Bänkelsänger, Sackpfeifer und Stegreifdichter Marx Augustin, der 1679, als die Pest in Wien grassierte, die Bevölkerung aufheiterte, galt als Humorkanone seiner Zeit und wurde durch die Ballade »O du lieber Augustin« unsterblich. Der legendäre

Wurstel wiederum war eine Schöpfung des aus Graz stammenden Anton Stranitzky. Um 1710 trat Stranitzky zum ersten Mal als »Hans Wurst« im Salzburger Bauernkostüm mit spitzem grünem Hut vor das Wiener Publikum.

Hier in Wien gab es allerdings nicht fröhlich-naive Typen wie die Kölner Tünnes und Schäl oder Antek und Frantek in Oberschlesien. Der Wiener Humor war stets etwas schwieriger. Melancholie und Depression gehören hier einfach dazu. Das sieht man auch in den Texten vieler Wienerlieder, in denen der Tod besungen wird. Dieser Schmelztiegel Wien war auch eine schwierige Stadt mit schwierigen Bewohnern. Kein Geringerer als Sigmund Freud brachte die Seelenkunde mit dem Witz in Verbindung. Das war im Jahr 1905 in seinem Buch »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten«. Freuds Thesen liefen darauf hinaus: Humor ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Freud mag mit seiner Bemerkung recht haben, dass der Witz imstande sei, dem Menschen selbst über körperliche Schmerzen hinwegzuhelfen.

Auf den Wechsel von der k. u. k. Monarchie zur Republik geht die Erfindung des Grafen Bobby, einer fiktiven Wiener Witzfigur, zurück. Für Gottfried Heindl war auch Bobby »ein Schwieriger deshalb, weil er – so überraschend es zunächst klingen mag – eine ganz und gar zwiespältige Grenzfigur zwischen Blödheit und Weisheit, Humor und Psychologie, seichter Vordergründigkeit und tiefer Hintergründigkeit ist.« Diese Witze beziehen ihre Pointe meist aus der Infantilität und Naivität Bobbys. Mit von der Partie sind häufig die ebenfalls nicht real existierenden Graf Rudi, Baron Mucki, Graf Poldi und Baron Scheidl, die Bobby an Dummlichkeit um nichts nachstehen.

Die ambivalente Beziehung des Österreichers zu seinem Land und vor allem des Wieners zu seiner Heimatstadt schwankt zwischen Hass und Liebe. Karl Kraus brachte es auf den Punkt: »Ich, der Heimat treuer Hasser, will aus dieser Gegend weg – blau war nie das Donauwasser, doch die Spree hat noch mehr Dreck!« Und Sigmund Freud ließ sich zu dieser Bemerkung hinreißen: »Österreich, das ist ein Land, über das man sich zu Tode ärgert und in dem man trotzdem sterben möchte.« Oder Helmut Qualtinger, der scharfzüngige Ur-Wiener: »Das Problem für jeden Wiener: man kann es in Wien nicht mehr aushalten, aber woanders auch nicht.« Und noch schärfer: »In Wien musst erst sterben, damit sie Dich

leben lassen, aber dann lebst lang.« »Wie schön wäre Wien ohne die Wiener«, formulierte Georg Kreisler und Fritz Kortner sprach: »Anderswo machen die Leute aus ihrem Herzen eine Mördergrube, in Wien machen sie aus ihrer Mördergrube ein Herz.« Auch Alfred Polgar äußerte sich zu diesem Thema: »Wien bleibt Wien – und das ist wohl das schlimmste, das man über diese Stadt sagen kann.«

Aus dieser Mentalität erwachsen Satire, Kabarett, Witz, Anekdote und Karikatur als zeitgeschichtliche Dokumente. Das gilt sowohl für die Demokratie, in der die freie Meinungsäußerung nicht mit einem Begräbnis endet, wie auch für die Diktatur, in der man tun und lassen kann, was die Regierung vorschreibt und in der man zu allem, was nicht verboten ist, gezwungen wird. Österreich hat in den 100 Jahren seit 1918 beides erlebt. In Österreich, das sich von Deutschland hauptsächlich durch die gleiche Sprache unterscheidet, entwickelte sich eine eigene Nestroy'sche Art, autoritären Standesstaat, Nazidiktatur und Demokratie zu glossieren.

Jede Phase in den zurückliegenden hundert Jahren hat ihre Witze. Dem Bürger als Zaungast der Politik bleibt oft nur die Flucht in den Humor. Wie schrieb Karl Kraus so treffend: »Ich halte die Politik für eine mindestens ebenso vortreffliche Manier, mit dem Ernst des Lebens fertig zu werden, wie das Tarockspiel, und da es Menschen gibt, die vom Tarockspiel leben, ist der Berufspolitiker eine durchaus verständliche Erscheinung. Umso mehr, als er immer nur auf Kosten jener gewinnt, die nicht mitspielen. Aber es ist in Ordnung, dass der Kiebitz zahlen muss, wenn das geduldige Zuschauen seinen Daseinsinhalt bildet. Gäbe es keine Politik, so hätte der Bürger bloß sein Innenleben, also nichts, was ihn ausfüllen könnte.«

Doch wovor müssen sich Politiker hüten? – Vor freien Wahlen, vor freien Meinungsäußerungen, vor Fanatikern. Und vor Witzen. In einer Diktatur kann ein Politiker Wahlen verfälschen, Meinungsäußerungen verbieten, Fanatiker kaltstellen. Nur gegen Witze kann er sich nicht wehren. Aber auch in einer Demokratie eignet sich niemand besser als Ziel von Witzen wie der Politiker. Er ist der Buhmann der Nation, auch wenn er von ebendieser gewählt wurde.

Was ist der Unterschied zwischen einer Telefonzelle und der Politik? – In der Telefonzelle muss man erst zahlen und darf dann wählen, in der Politik darf man erst wählen und muss dann zahlen.





Gerhard Bronner hat Recht, wenn er sagt, die Zahl der guten Witze sei wesentlich kleiner als die Zahl guter Romane. Es gebe eben in der Literaturgeschichte mehr Romanautoren als Humoristen: »Die meisten Witze werden in der Praxis nicht erfunden (oder erdacht), sie passieren einfach irgendwie. Sie müssen nur als Witz erkannt, vielleicht ein bisschen umformuliert werden, sie gehen von Mund zu Mund, fast jeder Erzähler fügt etwas hinzu (oder lässt etwas weg) und schon ist ein neuer – manchmal sogar ein guter – Witz entstanden. Und damit sind wir übergangslos bei der Anekdote angelangt. Das Wort stammt natürlich aus dem Griechischen – wie vieles andere auch. ›Anekdoton‹ heißt, wörtlich übersetzt, ›das nicht Herausgegebene‹. Wieso? Ein gewisser Prokopios verfasste im 6. Jahrhundert ein Werk mit kritischer Tendenz und zahllosen Indiskrektionen über den Kaiser Justinian – ein Werk, das allerdings erst nach dessen Tod erscheinen konnte. Dieses Pamphlet nannte er ›Anekdoton‹. Seither gilt die Anekdote als eine zunächst mündlich verbreitete Erzählung aus dem Leben einer prominenten Persönlichkeit. Es konnte ein Herrscher sein, ein Politiker, ein Künstler, oder einfach jemand, der sich für wichtig hält, weil er gerade in irgendwelchen Schlagzeilen aufscheint. Das wesentliche Merkmal einer Anekdote besteht darin, dass durch ein Zitat oder eine Aktion die charakteristische Eigenart dieser Person verdeutlicht wird – eine repräsentative Momentaufnahme sozusagen. Erzählenswert wird so eine Anekdote vor allem dadurch, dass am Ende derselben eine überraschende Wendung – also eine Pointe – zu finden ist. Diese Pointe allerdings muss von irgendwem als solche erkannt werden – und solche Menschen sind fast so selten zu finden wie die zuvor erwähnten Humoristen.«

Beginnen wir also unsere Zeitreise beim Ende der alten k. u. k. Monarchie, auf deren Trümmern das kleine Österreich als Republik entstand. Worüber konnten sich die Österreicher seinerzeit mokieren und amüsieren?

Viel Vergnügen bei der Lektüre!

Johannes Kunz

Wien, im September 2017

## Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst

Mit diesem Satz glossierte Karl Kraus die letzten Jahre der k. u. k. Monarchie, die vom Ersten Weltkrieg geprägt waren, der von 1914 bis 1918 in Europa, im Nahen Osten, in Afrika, in Ostasien und auf den Weltmeeren geführt wurde. 17 Millionen Menschen kamen darin um. Er begann am 28. Juli 1914 mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien nach dem Attentat von Sarajewo auf den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Frau Sophie Chotek, Erzherzogin von Hohenberg.

Mitten im Krieg starb 1916 Kaiser Franz Joseph I., der seit 1848 in Wien regiert hatte. Sein Nachfolger Karl I. vermochte das Kriegsgeschehen nicht zum Besseren zu wenden. Karl I. sollte der letzte Repräsentant jenes Systems werden, das der Begründer der Sozialdemokratischen Partei, Victor Adler, so definierte: »Österreich ist eine absolutistische Monarchie, gemildert durch Schlamperei.«

Die Zeit der Monarchie lief langsam ab, da etablierte sich Anfang des 20. Jahrhunderts das Wiener Kabarett. 1906 eröffnete »Das Nachtlicht«. Roda Roda, Carl Hollitzer und Peter Altenberg traten hier auf. Und Karl Kraus gehörte zu den Stammgästen. Ebenfalls 1906 sperrte »Die Hölle« auf. Hier begann Fritz Grünbaum seine Karriere, der bald nach Berlin ging, von wo er 1914 zum »Simplicissimus« nach Wien zurückkehrte. »Die Fledermaus« startete 1907. Josef Hoffmann und Mitarbeiter der Wiener Werkstätte hatten die Innenausstattung gestaltet. Für Dekorationen und Programmzeichnungen sorgten Oskar Kokoschka, Gustav Klimt und Emil Orlik. Beiträge zum Programm lieferten Peter Altenberg, Hermann Bahr, Egon Friedell, Max Mell und Alfred Polgar. Auf der Bühne sah man u. a. Roda Roda. Der Erste Weltkrieg brachte eine Verschärfung der Zensurbestimmungen und verunmöglichte zunächst das politische Kabarett.

Anlässlich der Verhängung eines Aufführungsverbotes für das Stück »Der Feldherrnhügel« von Roda Roda und Carl Rössler wurde den Autoren schroff mitgeteilt: »Solange die österreichisch-ungarische Monarchie besteht, wird dieses Stück nicht aufgeführt!« Darauf Rössler zu seinem Partner: »Lieber Roda, die paar Wochen wart mal halt noch!« Freilich

konnte eine noch so strenge Zensur die Verbreitung von politischen Witzen über die Monarchie und den zunehmend negativen Kriegsverlauf nicht verhindern.

Tauchen wir also ein in Stefan Zweigs »Welt von gestern«, in der sich nicht nur die modernen Parteien, sondern auch neue Formen von Unterhaltung herausbildeten, indem Kabarett, Varietés und Kaffeehäuser zu Zentren bürgerlichen Vergnügens wurden.



Karl Lueger, Sohn eines Hochschulpedells, von Beruf Rechtsanwalt, ist von 1897 bis 1910 Wiener Bürgermeister. Der Christlich-Soziale, genannt »schöner Karl«, entwickelt sich zum Volkstribun. Wenngleich seine Partei antisemitisch eingestellt ist, hat er viele jüdische Freunde, wofür er diese apodiktische Erklärung hat: »Wer a Jud is, bestimm i.« Und obwohl die Christlich-Sozialen ihren Zulauf nicht zuletzt den kleinen Gewerbetreibenden verdanken, die sich von den Zuwanderern aus den verschiedenen Teilen der Monarchie bedrängt fühlen, quittiert Lueger Attacken gegen die vielen böhmischen Schuster und Schneider mit den Worten: »Laßt's mir meine Böhm in Ruah ...«

In Kreisen des Hochadels inklusive Kaiser Franz Joseph I., der übrigens mehrmals die Bestätigung der Wahl Luegers zum Bürgermeister wegen dessen Antisemitismus verweigert, ist die christlich-soziale Partei als revolutionär verschrien. Lueger selbst ist stets auf die Propagierung der Leistungen seiner Stadtverwaltung bedacht. Auf keinem Bauwerk darf eine Gedenktafel mit dem Hinweis auf Bürgermeister Karl Lueger fehlen, der entweder der Initiator gewesen sei oder wenigstens den Denkanstoß hiezu gegeben habe. Als im Schönbrunner Zoo eine Zebukuh ein Junges zur Welt bringt, schlägt ein politischer Gegner des charismatischen Bürgermeisters vor: »Da muss dringend eine Tafel mit der Aufschrift hin: ›Geworfen unter dem Bürgermeister Karl Lueger.««

Der aus einer großbürgerlichen jüdischen Familie stammende und ursprünglich bei den Deutschnationalen aktiv gewesene Arzt und Journalist Dr. Victor Adler, der 1888 auf dem Hainfelder Parteitag die öster-

reichische Sozialdemokratie begründet, wird aufgrund seiner politischen Tätigkeit siebzehnmals bei Gericht angeklagt und muss insgesamt neun Monate hinter Gitter. In einem seiner Prozesse kommentiert er das so: »Es sind mir so viele Verbrechen, Vergehen und Übertretungen zur Last gelegt worden, als man überhaupt anständigweise begehen kann.«

Berühmt ist der Prozess vor dem sogenannten Holzinger-Senat, in dem sich Adler wegen Aufwiegelung zu verantworten hat. Nachdem ihn der Staatsanwalt mit einem Mann verglichen hat, der mit einer brennenden Fackel in einem Magazin voller Pulverfässer herumgeht, antwortet ihm Adler: »Wenn Sie keine Explosion haben wollen, dann räumen Sie die Pulverfässer weg!«

Die Deutschnationalen unter Führung Georg von Schönerers sind die dritte Partei neben den Christlich-Sozialen und den Sozialdemokraten, die aus dem Zerfall der einst mächtigen liberalen Bewegung hervorgegangen ist und das politische Leben in der Monarchie mitbeherrscht. Aber um die Einigkeit der Großdeutschen ist es nicht gut bestellt. Über ihr Verhalten im Reichsrat geht der Spottvers um:

*»Der eine saß, der andre stand,  
Der stimmte für, der wider,  
Das ist der Nationalverband,  
Stimmt an das Lied der Lieder ...«*

Als Franz Joseph vor einer wichtigen Abstimmung seinen Ministerpräsidenten fragt, wie sich wohl die Deutschnationalen verhalten würden, antwortet Graf Eduard Taaffe: »Es ist sehr schwer, Majestät, so aus dem Handgelenk zu sagen, was das Dummste ist, was man machen kann.«

Im Wien zu Beginn des 20. Jahrhunderts, das Karl Kraus eine »Versuchstation für den Weltuntergang nennt«, befinden sich Josef Stalin, der hier seine Studie über das Nationalitätenproblem schreibt, Leo Trotzki, der im Café Central Schach spielt, wenn er nicht gerade die illegale »Prawda« redigiert, und der junge Nikolai Bucharin, den seine konspirative Tätigkeit so erschöpft hat, dass er einem Nervenzusammenbruch nahe ist. Er wendet sich daraufhin an Dr. Alfred Adler, den nachmaligen Schöpfer der Indivi-



dualpsychologie, der ihm den Rat gibt, sich ein Mädchen zur Freundin zu nehmen. Als Adler einige Zeit später seinen Patienten fragt, ob das Mittel geholfen habe, erhält er zur Antwort: »Wunderbar! Wir haben die ganze Nacht über die Kapitalismustheorie von Rosa Luxemburg diskutiert!«

Mit Beginn des Ersten Weltkrieges bricht eine schwere Zeit an – auch für die Politiker der betroffenen Nationen. Die besonderen Probleme der Abgeordneten schildert Aristide Briand, der französische Politiker: »Wenn der Abgeordnete nicht bei den Wählern ist, fragt man, wo er sich herumtreibt. Ist er bei seinen Wählern, fragt man, warum er in Zivil ist. Ist er in Uniform, fragt man, warum er nicht an der Front ist. Ist er an der Front, fragt man, warum er nicht verwundet ist. Ist er verwundet, fragt man, warum er nicht gefallen ist. Und ist er gefallen, kommen die Beschwerden, dass er die Briefe nicht beantwortet.«

Feldzeugmeister Graf Pschistranek inspiziert ein Festungsartillerieregiment und kommt in ein Mannschaftszimmer, in dem ein Bild des Feldzeugmeisters Uchatius hängt. Graf Pschistranek fragt einen Kanonier: »Wer ist das?«

»Feldzeugmeister Uchatius!«, antwortet der Kanonier wie aus der Pistole geschossen.

»Gut. Und warum hängt er da?«

»Exzellenz, melde gehorsamst, er war ein General!«

»Schön, mein Sohn. Aber ich bin doch auch ein General und hänge nicht da. Warum also Uchatius?«

Der Kanonier denkt eine Minute nach, dann schmettert er: »Exzellenz, melde gehorsamst, weil er ein *guter* General war!«

Manöver in Lemberg. Kaiser Franz Joseph I. kommt. Im Rathaus wird ein Empfang gegeben. Alle Honoratioren sind da und der Kaiser unterhält sich freundlich mit jedem einzelnen. So kommt er auch zu Rabbi Marдохaj Lechowitz.

»Haben Sie Söhne?«, fragt der Kaiser.

»Sieben, Gott sei Dank.«

»Und haben Ihre Söhne gedient?«

»Keiner, Gott sei Dank!«